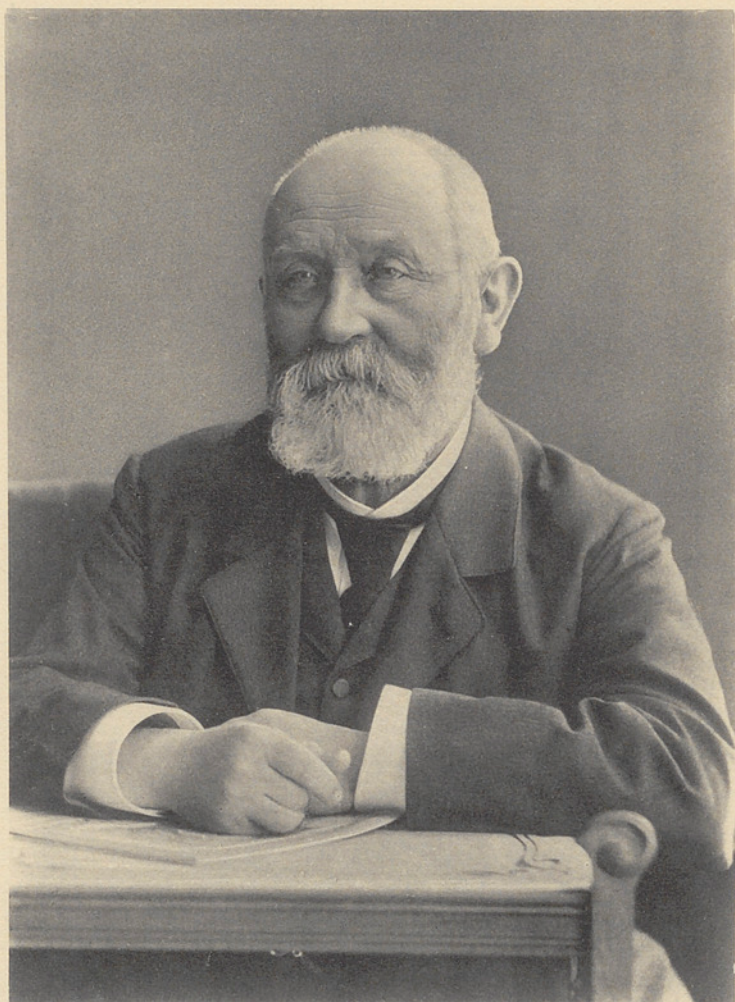


von B. Schiller

Druck von Müller, Werder & Cie.



J. R. Curran

Motto:

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen sie selten
Rot und lustig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüsst.

(Goethe.)

In majestätischer Pracht stieg die Sonne am 1. Juli über der lieblichen Stadt Zürich am sonntäglichen Himmel empor, als draussen im Neubau des Krankenasyles Neumünster eine Mannesnatur mit dem unerbittlichen Tode rang, der man nach menschlichem Urteil wohl noch eine schöne Reihe von Jahren beigemessen hätte. Mit den ersten Tönen der Kirchenglocken war der furchtbare Kampf zu Ende. Friedlich lag *Johann Rudolf Schiller* auf seiner Totenbette, während die schreckliche Kunde seine zerstreut wohnenden Kinder überraschte. Die Bestürzung war um so grösser, als am Freitag vorher uns allen die frohe Nachricht geworden, die mehrstündige Gallensteinoperation sei glücklich überstanden und der geliebte Patient befinde sich in dem denkbar besten Zustande. Das Herz, für welches man, namentlich der Narkose wegen, Befürchtungen gehegt, hatte während der ganzen Operation tadellos gearbeitet; aber ein äusserst heftiger Lungenkatarrh, der sich in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag einstellte, führte den unerwarteten Tod plötzlich herbei. So blieb der liebe Verstorbene allerdings vor längerer Leidenszeit verschont; der Gedanke an eine solche mag wohl bei dem energischen und unermüdlichen Manne auch so rasch und bestimmt den Entschluss zu der Operation herbeigeführt haben, obschon er sich ihrer Tragweite

in seinem vorgerückten Alter vollkommen bewusst war. Wohl hätten wir alle ihm noch einen recht langen, freundlichen Feierabend gegönnt nach seinem schweren Tagewerke; aber wir wollen doch auch dankbar sein, dass er ohne grosse Leiden auf der Höhe seines Lebens und ohne die Gebrechen des hohen Alters, die der allezeit tätige Mann nur schwer hätte ertragen können, seine Augen hat schliessen dürfen.

Man redet und liest heutzutage viel von den „self made“-Männern Amerikas. Wir dürfen auch von Joh. Rud. Schiller ohne Ueberhebung sagen: was er war, ist er durch sich selbst geworden; denn sein ganzes Dasein ist nichts als ein Ringen zäher, zielbewusster Energie mit einer Kette von äussern Hindernissen. Es ist auffallend, wie oft er in seinem Leben sein Arbeitsgebiet vertauschte; aber ebenso merkwürdig ist es, wie leicht und sicher er sich in das Neue und Ungewohnte hineinarbeitete. Gott hatte ihm neben einem ganz ungewöhnlichen Mass von Energie auch einen klaren und weiten Blick geschenkt, der die Verhältnisse sofort durchschaute und ihn stets den rechten Weg finden liess, wenn die immer grösser werdende Familie und die Liebe zu den Seinen ihn dazu drängte, sich nach einem bessern Verdienste umzusehen.

Johann Rudolf Schiller wurde am 10. März 1838 in Kilchberg bei Zürich geboren, als der Sohn ganz armer Eltern. Sein Vater arbeitete in einer Geschirrfabrik, die Mutter wob Seidenes. Bald musste der Knabe seinen Eltern helfen, das tägliche Brot für die mehrköpfige Familie zu verdienen. Nachdem er die Alltagsschule besucht hatte, gelang es ihm nur durch die ganz besondere Gunst seines bisherigen Lehrers, einen Platz in der Sekundarschule zu erhalten, wofür der wissenseifrige Knabe überaus dankbar war. Neben der Schule arbeitete er in seinen freien Stunden



in einer Zündholzfabrik. Um diese Zeit verlor er durch einen Unglücksfall beim Holzspalten die zwei vordern Glieder des Mittelfingers der rechten Hand, was ihn sein ganzes Leben lang, namentlich bei nasskalter Witterung, beim Schreiben hinderte. Nachdem er die Sekundarschule $2\frac{1}{2}$ Jahre besucht hatte, trat der etwas mehr als 13jährige Knabe in das Geschäft des bekannten Spinnerkönigs Kunz in Uster ein und besorgte da in erster Linie Bureaudienste. Doch arbeitete er sich während der 5 Jahre seines dortigen Aufenthaltes auch in das eigentliche Spinnfach ein, so dass er schon mit 18 Jahren die Stelle eines Aufsehers bekleidete. Durch Takt und ausserordentliche Pflichttreue wusste der Jüngling sich bei der Arbeiterschaft ungeachtet seiner Jugend Autorität zu verschaffen. Leider fand er trotz seines Fleisses und guten Willens eine wenig freundliche Behandlung durch seinen Prinzipal, was ihn veranlasste, besonders infolge ungerechter Vorwürfe in Gegenwart der Arbeiter, seine Stelle zu verlassen.

Hatte er seine Eltern schon als Knabe unterstützt, so musste der Jüngling sie später mehr oder weniger ganz erhalten. Aber er tat das ohne Murren, als etwas Selbstverständliches, und das allein wirft schon ein gutes Licht auf den Charakter des werdenden Mannes. Er sollte später auch den Lohn für seine treue Liebe ernten nach dem Wort: Der Eltern Segen bauet den Kindern Häuser!

Im Jahre 1856 erhielt er, auf eine persönliche Empfehlung Alfred Eschers hin, eine Stelle bei der Nordostbahn. Hier arbeitete er sich so gut in das neue Gebiet ein, dass er sehr bald zum Adjunkten des Betriebskontrolleurs vorrückte. Im Jahre 1862 musste er, mehr gezwungen als freiwillig, sich an der Gründung der Buchdruckerei Walder & Schiller beteiligen und als im Jahre darauf sein Mitarbeiter starb, führte

er das Geschäft mit Herrn Benedikt Cotti unter der Firma Schiller & Co. weiter bis zum Jahre 1880. Um diese Zeit gründete er mit Herrn Rudolf Wyder von Oberstrass eine Seidenstoffappretur. Wohl war sein Mitarbeiter Fachmann, ihm selbst aber war die Branche völlig unbekannt und darum das ganze Unternehmen ein grosses Risiko. Das erste Jahr war nicht sehr ermutigend; namentlich die vorübergehende Beteiligung eines dritten Associé, eines eigentlichen Appreteurs aus Lyon, war eine wenig glückliche. Aber auch da half ihm seine unerschütterliche Arbeitskraft über die Widerwärtigkeiten hinweg und die folgenden Jahre brachten ihm schöne Erfolge, die ihn getroster in die Zukunft blicken liessen, und allmählich wurde er im neuen Betriebe vollkommen heimisch. Weil er sich selbst durch die Konkurrenz der andern und grössern Geschäfte bedroht fühlte, suchte er anfangs der Neunzigerjahre eine Interessengemeinschaft unter den verschiedenen Prinzipalen herzustellen, eine Art Ring auf diesem Gebiete, welcher regulierend auf die Preise einwirken, und im Einkauf der Rohmaterialien günstigere Bezugsbedingungen erzielen sollte. Diese seine Idee fiel auf fruchtbaren Boden und auch sein späterer Gedanke fand Anklang, alle die verschiedenen Geschäfte auf dem Platze Zürich in ein grosses Geschäft, eine Aktiengesellschaft, umzuwandeln. Auf diese Weise vermehrte sich die Produktionsfähigkeit im gleichen Grade, wie sich die Geschäftsspesen verminderten, da man namentlich darauf ausging, alle tüchtigen und gewissenhaften Arbeiter zu behalten und nur die weniger geschulten, überflüssigen, entliess. Das war wohl in geschäftlicher Beziehung das Grösste und Folgenreichste für ihn selbst, was er geleistet. Erst jetzt begann für ihn eine sorgenfreie Existenz und diese Erleichterung, diese Wegnahme eines äussern Druckes, wirkte auch günstig auf sein Gemüt. Das

spürte bald auch seine Familie. Er war heiterer als früher und freute sich über die Massen, dass er seinen Kindern nun die denkbar beste Erziehung schenken konnte. Schliesslich, um seinem Werke gleichsam die Krone aufsetzen zu dürfen, erhielt er den ehrenvollen Auftrag, auch die Appreturgeschäfte der grossen rheinländischen Seidenstadt Krefeld zu einer Gesellschaft m. b. H. zusammenzuschmelzen. Dankbar und bescheiden, wie er stets war, hat er es aber anerkannt, dass das Gelingen seiner geschäftlichen Pläne nicht von seiner Arbeit allein, sondern auch von dem Weitblick seiner Kollegen und ihrem freundlichen Entgegenkommen abhängig war. Es herrschte unter ihnen das beste Einvernehmen, was ihn mit hoher Befriedigung erfüllte.

Joh. Rudolf Schiller war das Haupt einer sehr grossen Familie. Am 6. September 1864 verheiratete er sich mit Jenny Schärer von Zürich (geb. 1840). Zehn Kinder entsprossen der glücklichen Ehe, von denen allerdings ein Mädchen nur ein Alter von wenigen Monaten erreichte.

Fünf Söhne, vier Töchter und eine stattliche Enkel-schar beweinen mit der noch rüstigen Witwe den für sie alle viel zu früh dahingeschiedenen Gatten, Vater und Grossvater.

Die treue Gattin stand ihm während der fast 42 Jahre gemeinsamen Lebens immer mit der gleichen Liebe und Selbstaufopferung zur Seite. Gemeinsam trugen sie die Sorge kritischer Jahre, während welcher ihre Existenz bedroht war, und die ältern Kinder wissen es gut, wie viel die Mutter als Hausfrau geleistet hat, als es galt, die grosse Kinderschar mit oft sehr knappen Mitteln aufzuziehen; wie sie dem Vater trotz aller Schwierigkeiten ein freundliches Heim bereitete, wo er von seinen geschäftlichen Sorgen sich erholen und Kraft schöpfen konnte zu weiterm Streben. Dankbar

hat es der Vater anerkannt, dass der Mutter ein schöner Teil des Erfolges seiner Arbeit zuzuschreiben sei, und herzlich wohl tat es ihm, wenn er ihr, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, eine grössere Freude bereiten konnte, gewissermassen als Entschädigung für die langen Jahre härtester Arbeit und Entbehrung.

Wie das bei seinem Werdegang nicht anders zu erwarten war, lag im Wesen des Verstorbenen ein vorwiegend ernster Grundton. Ernst und streng war er gegen sich selbst, er war es auch gegen seine Söhne und Töchter; aber er war stets gerecht und billig. Alle seine Kinder hat er in gleicher Weise geliebt und weder das eine noch das andere bevorzugt, wenn es auch naturgemäss die jüngern besser hatten, als die ältern zu jener Zeit, da der gute Vater noch mehr mit der Sorge des Lebens zu kämpfen hatte. Wir dürfen aber auch für jene Jahre danken, sie haben grossen Segen für die ganze Familie gebracht. Sie haben den Vater mit der Mutter nur inniger verbunden und in allen Gliedern das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt, das erst da recht erwacht, wo jedes auf das andere angewiesen ist. Möge dieser Geist der Eintracht auch fernerhin, wo der liebe Vater nicht mehr unter uns weilt, trotz der verschiedenen Naturen und ihrer Interessen die grosse Kinderschar zusammenhalten und einigen und so den Lebensabend der guten Mutter, die so viel für uns alle getan, durch treue Kindesliebe vergolden! Welch innigen Anteil hat der Verewigte nicht an unser und unserer Kinder Schicksal bis in die letzten Tage genommen, und wie hat es ihm wohl getan, wenn er von uns Gutes hörte! Wie hat er nicht in frühern Jahren, wenn er an schönen Sonntagen mit einem Trüpplein der ältern oder der jüngern Kinder einen kleinern oder grössern Ausflug in Gottes herrlicher Natur unter-

nahm — oder in späterer Zeit bei den verschiedenen Hochzeitsfeiern — sein ganzes treues Vaterherz vor uns entleert! Das macht uns unsern Gatten und Vater unvergesslich, dass wir es deutlich spüren: Für uns hat er sich aufgeopfert, für uns war ihm keine Mühe und Anstrengung zu gross, uns hat er geliebt bis ans Ende mit herzlicher Vaterliebe.

Politisch huldigte J. R. Schiller einem gesunden, aber gemässigten Fortschritt; er gehörte demgemäss der frühern liberalen und nachher freisinnigen Partei an. Seine politische Tätigkeit fällt in die Jahre 1862—1880, in denen er als Buchdruckereibesitzer im Verein mit andern Gesinnungsgenossen die „Zürcher Presse“ und „Die Limmat“ herausgab. Er war ein Mann, der in Familie und Geschäft nicht ganz aufgehen konnte; er hatte geistige Kräfte, die für einen weitem Kreis bestimmt waren. So nahm er denn mutig die verwaiste Redaktion zeitweise selbst in die Hand. Zu seiner Ehre darf es gesagt werden, dass er auch auf diesem gefahrvollen Gebiete seinen Mann ganz gestellt und sich, was nicht jedem nachgesagt werden kann, auch in den Dingen des öffentlichen Lebens einer strengen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit beflissen hat. Diese Jahre waren wohl für ihn die bewegteste Zeit, als er eben aus der Stille des privaten Lebens an die Oeffentlichkeit treten musste und mit rückhaltlosem Freimut seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck verlieh. Besonders zuwider war ihm das heftige Drängen nach links eines Teiles der demokratischen Partei in den Siebzigerjahren und das hohle Phrasen- und Strebertum der Volksführer oder Volksverführer des aufstrebenden Sozialismus.

Eine Folge seines politischen Hervortretens war wohl seine Wahl in verschiedene Aemter. Mehrere Perioden hindurch bis anfangs der Achtzigerjahre war er Mitglied der Schulpflege der Altstadt und zeigte sich

dabei als eifrigen Freund der Schule und der Lehrerschaft. Jahrelang sass er auch im Grossen Stadtrat und in der Steuerkommission. Wohin ihn das Vertrauen seiner Mitbürger stellte, nahm er es mit seiner Pflicht genau und erfüllte sein Amt getreu.

Wenn er sich in den letzten Jahren fast ganz von der Oeffentlichkeit zurückzog und nur noch der Familie und dem Geschäfte lebte, so müssen wir doch um der Vollständigkeit willen hinzufügen, dass J. R. Schiller früher auch edle und fröhliche Geselligkeit liebte, und das Bindeglied hiez zu war ihm die Musik, besonders der Gesang. Als guter II. Tenor trat er im Jahre 1857 in den damals verhältnismässig noch jungen Sängerverein „*Harmonie*“ ein, dem er beinahe 50 Jahre als Aktiver, Veteran und seit 1891 auch als Ehrenmitglied angehörte. Was er dem Vereine war, möge man in dessen Annalen nachschlagen. Hier wollen wir uns auf das Wichtigste beschränken. Das Vertrauen seiner Sängerfreunde zog ihn mit der Zeit von selbst zu den Stellungen empor, in denen er seiner lieben Harmonie mit Freude, ja Begeisterung, auch ausserhalb der Reihen der aktiven Sänger dienen konnte. Elf Jahre (1864—68, 72—77 und 79—81) gehörte er dem Vorstande an; zuerst Bibliothekar und Beisitzer, war er von 74—77 Vizepräsident und übernahm im Jahre 1879, nach dem allzu frühen Tode des unvergesslichen Jakob Brunner, der wohl sein intimster Freund gewesen, das verwaiste Präsidium. „Ich habe,“ sagte er in seiner Antrittsrede am 24. April, „die mir gewordene Auszeichnung durchaus nicht gesucht, will aber nun alles aufbieten, das in mich gesetzte ehrenvolle Zutrauen zu rechtfertigen. Nur mit schwerem Herzen habe ich mich zur Annahme der auf mich gefallenen Wahl entschliessen können. Wenn mich auf der einen Seite das Vertrauen der „*Harmonie*“ innig freut, und ich dem Vereine die mir zugedachte

Ehre von Herzen verdanke, so belastet mich anderseits eben wieder eine grosse Verantwortlichkeit; die Aufgabe ist für mich um so mühevoller, als ich die hervorragenden Eigenschaften meines seligen Freundes Brunner nicht besitze und der reichen geistigen Kraft desselben entbehre, die an diesem Platze vorhanden sein sollte. Ich gebe Ihnen aber das Versprechen ab, der „Harmonie“, soweit meine Kräfte reichen, mich nützlich zu erzeugen und hoffe, mit Ihrer und meiner Kollegen im Vorstande Unterstützung auf einen segensreichen Erfolg meines Wirkens.“ Indem er dem Andenken seines dahingeschiedenen lieben Amtsvorgängers noch warme Worte widmete, konnte er bezeugen, dass wenigstens zwei Eigenschaften desselben sich in ihm rege machen: Der feste Wille in der Verfolgung der Ziele, die er sich und dem Vereine vorsteckte und die unbedingte Hingabe und Liebe an die Bestrebungen der „Harmonie“. Er schloss mit den Worten: „Wir wollen

Ewig bleiben treu die Alten,
Bis das letzte Lied verhallt.“

Von seiner Präsidialrede an der Jahresschlussfeier, deren erster Teil dem Andenken Jakob Brunners gewidmet war, sagt der Berichterstatter, „sie war ebenso schön als gehaltvoll und übte eine tiefe Wirkung auf die Zuhörer aus.“

Das Jahr 1880 brachte ihm sehr viel Arbeit. „Harmonie“ und „Männerchor“ hatten schon im Sommer 1879 die gemeinsame Uebernahme des eidgenössischen Sängerverbundes beschlossen. Unter dem Präsidium von Stadtpräsident Dr. M. Römer teilten sich die beiden Präsidenten der festgebenden Vereine, J. R. Schiller und Leonhard Steiner, ins Vizepräsidium des Organisationskomitees und hatten als solche eine gewaltige Arbeitslast zu bewältigen. Das Fest nahm aber einen

so günstigen Verlauf, dass der Erfolg die Mühe reichlich lohnte. Auch entwickelte sich zwischen Dr. M. Römer und J. R. Schiller als Folge gemeinsamer Arbeit eine edle Freundschaft, die ungetrübt bis zu des erstern Tod andauerte. Die „Harmonie“ bezeugte aber ihre Dankbarkeit noch durch ein grossartiges Geschenk, das sie ihrem Steuermann „in Anerkennung seiner Tätigkeit am eidgenössischen Sängertage 1880“ in Form eines prachtvollen Klaviers bei seinem Rücktritt überreichte.

Welche Freude machte ihm nicht diese schöne Gabe in der Folgezeit, als er sich mehr und mehr von der Oeffentlichkeit ins Heiligtum der Familie zurückzog; denn hier entwickelte sich ein musikalisches Leben im kleinen. Was gab es da Schöneres und Herzlicheres, als wenn der Vater abends, namentlich sonntags, in seinem Lehnstuhle sass, und die Kinder alle möglichen Volksweisen ertönen liessen oder in Duetten, Terzetten und Quartetten, auf Klavier, Violin oder Flöte ihre Fortschritte zeigten und so den Eltern die Kosten ihrer musikalischen Ausbildung entgelten konnten. Holte dann der Vater noch eines seiner Bariton-Soli hervor, so lauschte die sonst übermütige Kinderschar lautlos und gehobenen Herzens des Vaters klangvoller Stimme.

Die Gedächtnisfeier zu Ehren des Sängervaters Ignaz Heim am 6. März 1881 unter Mitwirkung des „Männerchors“ und der Sektionen der See- und Limmatthalverbände, in einem Tonhalle-Konzert aus lauter Heim-Kompositionen und einem Weihelied von C. F. Meyer bestehend, welches den Grund legte zur Errichtung des Denkmals auf dem Heimplatze, war das letzte wichtigere Ereignis von J. R. Schillers Präsidialtätigkeit. Geschäftliche und familiäre Rücksichten zwangen ihn, die grosse Bürde auf die jüngern Schul-

tern des Herrn Stadtbaumeister Geiser abzuladen. Trotzdem blieb er fürderhin seiner „Harmonie“ treu ergeben und wurde gerne in schwierigen Fragen auch in der Folgezeit zu Rate gezogen. So schrieb er zum Jahresschluss 1881 einen in kleiner Auflage erschienenen Rückblick über den 40jährigen Bestand des Vereins und auch die grössere Jubiläumsschrift auf die Festtage vom 2. und 3. Mai 1891 entstammt seiner Feder. Der Berichterstatter des Jubeljahres, der allzu früh verstorbene Dr. Joh. Stoessel, nennt diese Arbeit „eine prächtige Festgabe für jeden Harmonisten, das hohe Lied der Sängertreue und Sängerefreundschaft, wie sich dieselbe in unsern Veteranen verkörpert.“ An der Jubelfeier selbst wurde J. R. Schiller „in Anerkennung der dem Vereine in verschiedenen Stellungen als Vorstandsmitglied und Präsident geleisteten vorzüglichen Dienste“ zum Ehrenmitgliede ernannt.

Bis zum Anfange des neuen Jahrhunderts war der Verstorbene auch Präsident der „Veteranen“ und hatte als solcher seit 1887 alljährlich an der Schlussfeier denjenigen Sängern, welche während des Jahres keine Probe versäumt, als äusseres Zeichen der Anerkennung seitens der Veteranen mit markigen Worten und jugendwarmem Zuspruch eine Lieder- oder Gedichtsammlung zu übergeben.

Wie freute es den lieben Dahingeschiedenen, als am 6. September 1894, während er mit der ganzen grossen Familie in dem heimeligen kleinen Hause an der Trittligasse die Feier der 30jährigen Ehe beging, sich ganz unerwartet die Sänger der „Harmonie“ auf dem Platze vor dem Häuschen versammelten, um ihm zur Ehre und aus Dankbarkeit ihre herrlichen Lieder in die stille Nacht hinausklängen zu lassen! Mit dem schönsten Geschenk hätte ihm „seine“ Harmonie keine grössere Freude bereiten können.

Dreizehn Jahre lang (1880—93) gehörte J. R. Schiller auch dem Zentralvorstand des eidgenössischen Sängervereins an, und zwar bis 1886 (St. Gallen) als Aktuar.

Jahrzehntelang (bis 1902) hat er schliesslich als Abgeordneter der „Harmonie“ diese im Verwaltungsrate der Musikschule vertreten und an den Arbeiten zum Neubau an der Florhofgasse als Mitglied der Baukommission regen Anteil genommen.

Eine andere Gesellschaft, deren eifriges Mitglied und deren Präsident er seit dem Jahre 1888 bis zu seinem Tode war, besuchte er bis in die letzte Zeit noch so regelmässig, als möglich: es war „Die Biene“. Der Zweck der montäglichen Zusammenkünfte im „Weissen Wind“ war die Pflege echter Freundschaft und edler Geselligkeit. Die meisten Mitglieder waren zugleich „Harmonisten“, und es mag wohl in der Absicht dieser Freunde gelegen haben, abseits vom Getriebe des grossen Vereins hier im kleinern Kreise intimere Bande zu knüpfen. Lange Jahre hindurch war Salomon Rütschi-Bleuler das geistige Haupt, die Königin des Bienenstaates. Mit welcher Innigkeit und Ausdauer hing dieser feinsinnige, geistig hochbegabte Mann bis zu seinem Tode an seiner „Biene“! J. R. Schiller hatte diesem aufrichtigen Freunde viel zu verdanken. — In den letzten Jahren schmolz die Gesellschaft mehr und mehr zusammen. Freund um Freund wurde hinausgetragen zur letzten Ruhestätte. Einem alten Baume gleich, dem der Sturm mählich Ast um Ast entreisst, büsste der engere Freundschaftsbund seine einzelnen Glieder ein. Man merkte es dem Entschlafenen an: jeder neue Verlust brachte ihm das Vorgefühl des eigenen Endes mit erneuter Kraft zum Bewusstsein. Der Mensch hat oft stille Ahnungen, die er der Aussenwelt nicht offenbart, und die er dafür um so stärker empfindet. Auch in dem Dahingeshiedenen ging so

etwas vor sich; er schwieg, er sann und sann in
stummer Resignation — —

Warte nur, — balde — ruhest auch du!

* * *

Der 1. Juli hat es vollbracht. Früher, als er selbst
geahnt, lag der treffliche Mann im hölzernen Schrein.
Und all' die Tränen, die um seinen Sarg von den
bestürzten Angehörigen vergossen, all' die traurigen
Worte, die von guten alten Freunden auf sein zur
ewigen Ruhe gebettetes Haupt herab gesprochen wur-
den, vermochten das ermattete Herz nicht wieder zum
Schlage zu bringen. J. R. Schiller hatte gelebt, und
sein blaues Auge blieb für ewig geschlossen. Ihm
war so wohl!

Einfach und schlicht, wie der ganze Charakter
des geliebten Mannes, wurde auch die Trauerfeier-
lichkeit ganz in der Stille der Familie begangen. Die
überaus zahlreichen Blumenspenden haben den Hinter-
lassenen bewiesen, wie sehr der Verstorbene trotz der
Zurückgezogenheit der letzten Jahre in den Herzen
seiner Freunde und nähern Bekannten eingeschrieben
war. Die „Harmonie“ liess es sich nicht nehmen, die
wohltuenden und innigen Trostesworte des Herrn
Pfarrer Baumann in Wiedikon durch zwei wunder-
schöne Grabgesänge einzurahmen. Wir können es uns
nicht versagen, hier wenigstens deren Text wieder-
zugeben:

Frieden.

(Comp. nach S. A. ZIMMERMANN.)

Suchst du den Frieden? — Die Erde hat ihn nicht!

Blumen hat sie, die vergehen,

Düfte hat sie, die verwehen,

Nächte hat sie ohne Licht.

Schau' zum Himmel, da glänzt ein schöner Stern!

Suchst du den Frieden? — Vom Himmel glänzt sein
Licht!

Magst zu ihm dein Sehnen wenden;
Denn er wird dir Tröstung senden,
Sei die Hoffnung noch so fern.

Schau' zum Himmel, da glänzt ein schöner Stern!

* * *

Der Barde.

(Comp. von FRIEDRICH SILCHER.)

Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauschet hat an andrer Welten Tor.
Ein naher Waldstrom brauste sein Gesang
Und säuselt auch wie ferner Quellen Klang.

Du schlummerst stille, schlummerst leicht,
Wann über dich der Sturm und Zephir streicht,
Der Sturm, der dir den Schlachtgesang durchdröhnt,
Der Hauch, der sanft im Lied der Liebe tönt.

* * *

Nun ruht er aus von seinem Tagewerke, der energische, bescheidene, arbeitsfreudige, brave Mann; droben auf dem Enzenbühl liegt seine irdische Hülle in kühler Erde. Seinem Andenken weihen wir diese Blätter mit den Worten (sie passen so gut für ihn), die er vor 27 Jahren seinem Freunde Brunner ins Grab nachrief:

„Wir haben einen wahrhaft guten Mann begraben, uns war er mehr; die Wunde, die uns sein Tod geschlagen, wird erst die Zeit heilen können. Wir alle werden zwar den herben Verlust ertragen müssen und dem beredten, treuen Auge nicht mehr begegnen;

vergessen können und werden wir jedoch den Entschlafenen nie, sein Andenken ist in unsern Herzen mit goldenen Lettern eingegraben. Und wenn wir den geliebten Toten würdig ehren wollen, so geloben wir uns an seiner Gruft, seinen Fusstapfen getreu nachzufolgen und seine schönen Werke fortzuführen.

Dieses bescheidene Blümchen der Erinnerung und unverbrüchlichen Liebe auch über den Tod hinaus legen wir dir, dem besten Gatten und Vater, beim Abschiede auf deine letzte Ruhestätte; ruhe jetzt aus, treues Herz, du hast gewirkt, so lange es für dich Tag war. Schlafe wohl!“

